

# **Wegworte**

*Die Wochensprüche  
des Kirchenjahres ausgelegt*

*7. Sonntag nach Trinitatis*

calwer

## 7. Sonntag nach Trinitatis

*So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge,  
sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen.*

Epheser 2,19

Gast sein kann bei gastfreien Freunden schön sein. Wenn ich wissen darf, sie haben ihre Einladung wirklich so gemeint. Sie freuen sich, wenn ich komme. Aber sie haben noch anderes zu tun, als mir aufzuwarten. Weshalb ich damit rechnen muss, dass sie sich auch freuen, wenn ich wieder gehe. Es kann bei solchen Besuchen irgendwann geradezu eine peinliche Spannung aufkommen. Die Gastgeberin sollte wissen, wann ich wieder gehe. Sie möchte wissen, wie sie disponieren kann im Blick auf das Essen, im Blick auf ihre häuslichen Arbeiten, zu denen sie erst wirklich frei ist, wenn der Gast weg ist. Im Blick auf die Freundin, die etwas mit ihr unternehmen will. Im Blick auf die erwachsenen Kinder, die mit ihren Kindern kommen wollen und die das Zimmer brauchen. Und ein paar Tage Ruhe brauchen die Gastgeberinnen dann auch. Es ist alles nur ein Weilchen schön. Aber die Gastgeberin möchte den Gast nicht verletzen, weshalb sie ihn nach dem Datum seiner Abreise nicht fragt.

Auch hat der Gast seinerseits sich an seine Rolle als Gast zu halten. Es geht nicht an, dass er, wenn in der Familie schwierige Entscheidungen getroffen werden, mitredet. Selbst wenn er um seine Meinung dazu gefragt wird, tut er gut daran, sich sehr zurückhaltend zu äußern. Er gehört nicht dazu. Und allzu leicht könnte sein Rat Mitglieder der Familie gegeneinander aufbringen. Es ist das Beste, er hält sich da ganz heraus. Es ist ein großer Unterschied, ob ich Gast bin oder ob ich ganz dazugehöre.

Sehr viel schwerer hat es der Fremde oder der Fremdling. Kein Wunder, dass unsere Dichter die Nöte des Fremdlings beredt zur Sprache bringen. »Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus«, singt Franz Schubert mit Texten von Wilhelm Müller in seiner »Winterreise«.

Nun sind wir also nicht mehr Gäste und Fremdlinge. Das waren wir. Das ist vorbei. Das Wort »nun« oder »nun aber« bezeichnet im Neuen Testament oft: Etwas Neues hat begonnen. Die Situation hat sich grundlegend geändert. Es ist etwas geschehen, das wie eine Zeitenwende ist. Wir stehen jetzt auf dem Boden ganz neuer Tatsachen.

Das hängt mit dem zusammen, was durch Jesus Christus in die Welt und in unsere ganz persönliche Geschichte kam. Gott wurde einer von uns, ein Mensch. Nicht wie ein Kirchenvater gesagt hat, um uns Menschen göttlich zu machen oder gar zu Göttern werden zu lassen. Er hat uns als Menschen geschaffen. Und wir haben keine größere Bestimmung als die, wirkliche Menschen zu sein, miteinander menschlich, geschwisterlich zu leben.

Das können wir aber erst, wenn die Grenze zwischen drinnen und draußen vor der Tür, zwischen Einheimischen und Fremden, zwischen dem Hausgenossen, der dazu gehört, und dem Gast, der nur vorübergehend da ist, überwunden, wird.

Wenige Verse vorher ist davon die Rede, dass Jesus Christus »den Zaun abgebrochen hat«, »der dazwischen war«. Es ist der Zaun, der Gott und Mensch trennt, ebenso wie der Zaun, der die Glieder des von Gott erwählten Volkes, des »Volkes seiner ersten Liebe« (Friedrich Heer) von den Menschen aus den Heidenvölkern trennt.

Weil das ein Faktum ist, das Jesus Christus mit seinem Leben und Sterben besiegelt hat, darum gibt es nun einen ganz anderen Status für die Menschen, die sich in ihrem Leben und Sterben an ihn halten. Nun sind sie nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen.

Mitbürger der Heiligen werden wir zuerst genannt. Das Bild einer Stadt, wie es uns von den letzten beiden Kapiteln der Bibel (Offb 21 und 22) vertraut ist, taucht zuerst auf. Mitten in der Weltgesellschaft der Milliarden Menschen jeder Hautfarbe und verschiedenster Kultur die Stadt Gottes, das neue Jerusalem, das wir Menschen nicht schaffen, das »von Gott aus dem Himmel herab fährt«; das heißt mitten in der alten Weltgesellschaft die neue Gesellschaft, die allein durch das Wirken seines Geistes entstanden ist. Auch diese Stadt nicht etwa kleinstädtisch eng, eine abgezielte fromm introvertierte Gemein-

schaft von Menschen, welche die Köpfe zusammenstecken und den Außenstehenden die kalte Schulter oder ihren verlängerten Rücken zeigen. Wer die Maße ernst nimmt, die in Offenbarung 21,16 genannt werden, kommt auf eine Stadt von nie dagewesener Weite und Breite. Sie ist etwa zweitausend Kilometer lang und ebenso breit. Eine Breite, in der sehr viel Platz ist! Gottes neue Gesellschaft, durch die er die Weltgesellschaft erneuern will, durch die er der Gesellschaft dieser Welt zuerst einmal ein gültiges, verlockendes Modell vor Augen stellt, ist so weit, dass sie getrost alle Völker zu sich einladen kann.

In dieser neuen Gesellschaft Gottes, zu der wir gehören dürfen, haben wir Bürgerrecht. Wer von der Wiege an sein Leben lang in seinem Heimatland Bürgerrecht hatte, zuerst das Recht des Kindes, dann das Recht des mündigen Bürgers, der kann gar nicht empfinden, was es heißt, als Fremder das Bürgerrecht zu erhalten. Einmal besuchte mich ein Mann aus Anatolien, der durch Fürsprache und vor allem durch seine zuverlässige Art, auch durch bestandene Tests, es erreicht hat, dass ihm die deutsche Staatsbürgerschaft gegeben wurde. Er kam, schwerkrank, um sich zu bedanken. Eine zu Herzen gehende Szene spielte sich in meinem Studierzimmer ab, die ich nie vergessen werde. Endlich, endlich war der Schwerkranke das, was er immer erhofft hatte: ein Mitbürger mit allem, was dazugehört an Rechten und Pflichten. Endlich nicht mehr ein von der Abschiebung bedrohter Fremder! Er brachte mir in einem hübschen Bilderrahmen das Vaterunser in aramäischer Sprache. Es hängt inzwischen neben meinem Schreibtisch. Es erinnert mich an die Dankbarkeit dieses Mannes, nun nach so vielen Jahren ein Mitbürger geworden zu sein. Einer, der nun ganz dazugehört.

Mitbürger der Heiligen dürfen wir sein. Christus allein ist der Fürsprecher, der sich mit Leib und Leben für uns einsetzt. Das genügt. Und vor allem: wenn Paulus seine Briefe »allen Geliebten Gottes und berufenen Heiligen zu Rom« (Röm 1,7), »den berufenen Heiligen« in Korinth (1. Kor 1,2), den »Heiligen zu Ephesus« (Eph 1,1) schreibt, dann meint er gewiss nicht eine Upperclass, eine Elite in diesen Gemeinden; vielmehr gilt sein Brief allen, die sich von Jesus Christus in die Gemeinde rufen ließen.

Mitbürger der Heiligen sein, was kann das heißen? Es bedeutet, dass wir zu einer engen Gemeinschaft bestimmt sind mit allen Menschen, die bewusst von der Gnade Jesu Christi leben, die auf ihn als die Hoffnung ihres Lebens sehen, die auf ihn hören und die sich redlich bemühen, ihr Leben nach seiner Weisung zu führen.

Gemeinschaft mit ihnen heißt durchaus, dass wir, wenn wir beten, nicht nur als Einzelseele vor Gott treten, sondern als Volk Gottes, verbunden mit Menschen aller Kulturkreise, die durch Jesus Christus mit uns verbunden sind. Und das gilt auch für Christen, die lang vor uns gelebt, geglaubt, gehofft, gestritten, gelitten und dabei Gottes barmherzige Durchhilfe erfahren haben. Die »Communio Sanctorum«, die Gemeinschaft der Heiligen, so hat Jürgen Moltmann es einmal formuliert, ist ein großer Kreis von Menschen, die durch Jesus Christus aus allen Nationen zusammengerufen und bei ihm zusammengehalten wurden. Die Todeslinie zerteilt diesen Kreis. Keiner von uns kann sie überwinden. Der Kreis ist durch den Tod in zwei Halbkreise zerschnitten. Doch Jesus Christus ist die Mitte beider Halbkreise. Und durch ihn sind wir, die irdisch Lebenden, mit denen unlösbar verbunden, die dieses Erdenleben hinter sich gebracht haben.

Dieses Wissen soll uns nicht zu irgendeinem parapsychologischen Verkehr mit den Toten verlocken. Die Verbindung geht allein über Jesus Christus. Wir wissen uns als Glieder in einer langen Kette. Wir haben das Evangelium von unseren Vätern und Müttern im Geist empfangen und haben mit ihm unsere eigenen Erfahrungen gemacht. Wir geben es weiter an die kommenden Generationen. Den Glauben können wir nicht weitergeben, aber die Botschaft, die in der Kraft des Heiligen Geistes Glauben weckt. Dieses Leben in der Gemeinschaft der Heiligen, gerade auch der Heiligen, die vor uns geglaubt, gezweifelt, geliebt und gehofft haben, kann uns ebenso ein gewisses ruhiges Selbstbewusstsein geben, wie es uns entlastet von dem Druck, wir müssten und könnten in unserer Generation ganz außergewöhnliche Verwirklichungen des Christentums hervorbringen.

Mitbürger der Heiligen: Diese Würde soll uns ja nicht dazu führen, unsere Bürgerpflichten auf dieser Erde, in der Kommune, im Staat, in der Völkerwelt gering zu achten. Im Gegenteil. »Suchet der Stadt Bestes ... und betet für sie zum Herrn; denn wenn ihr's wohl

geht, so geht's auch euch wohl.« Wir Christen haben allen Grund, redlich mitzuarbeiten in Stadträten, Kreistagen, in Parlamenten, in Bürgerinitiativen, die dem menschlichen Zusammenleben dienen. Wer Zeit und Kraft findet, soll einer politischen Partei beitreten und dort die Weisheit des Evangeliums zur Sprache bringen, so gut es ihm gelingt. Das heißt nicht, dass wir Christen uns am besten alle in derselben Partei wiederfinden sollten. Aber es wird zwischen Christen in verschiedenen Parteien immer eine Art Wiedererkennungseffekt geben. Und vielleicht können Christen auf diese Weise das Miteinander der Parteien, von dem die Demokratie lebt, befördern und der Selbstgerechtigkeit, die in den Parteien und zwischen den Parteien die politische Arbeit erschwert, entgegenwirken.

Und Gottes Hausgenossen. »Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang und ich werde bleiben im Haus des Herrn immerdar« (Ps 23,6), darin gipfelt der Psalm, den man neben dem Vaterunser und den Seligpreisungen wohl zu den bekanntesten Stücken religiöser Weltliteratur zählen kann. Das Bleiberecht ist in den letzten Jahren im politischen Bereich zu einem von vielen Menschen über alles ersehnten Ziel geworden. Und es sieht so aus, als würde diese Entwicklung sich noch verschärfen. »Bleiben im Haus des Herrn für immer«. Bei Paul Gerhardt finden wir oft Verse, in denen er diese Hoffnung ausdrückt. Gelegentlich, wie etwa in seinem Lied »Ich bin ein Gast auf Erden«, verwendet der mit erdrückendem Leid und Ärger konfrontierte Dichter auch Ausdrücke, in denen er seine Ungeduld über das, was er erlebt, ausdrückt. Darf man das? Riskiert man damit nicht, als weltflüchtig abgestempelt zu werden? Paul Gerhardt steht zu seinen Gefühlen, zu seiner Enttäuschung, seinem Zorn, wenn er schreibt:

*Die Welt bin ich durchgangen,  
dass ich's fast müde bin.  
Je länger ich hier walle,  
je weniger find ich Lust,  
die meinem Geist gefalle;  
das meist ist Stank und Wust.  
Die Herberg ist zu böse,  
der Trübsal ist zu viel ...*

Wahrscheinlich ist es gesünder, man steht immer wieder zu seiner Enttäuschung, als dass man sich, weil irgendwer das von uns erwartet, zum »positiven Denken« unter allen Umständen zwingt. Und akzeptieren wir auch ein gewisses Heimweh nach dem, was wir in Ermangelung eines besseren Ausdrucks Himmel nennen! Auch zu ihm steht Paul Gerhardt, derselbe, der die Schönheit dieser Erde in dem Lied über die »liebe Sommerzeit« wie kein anderer beschrieben hat:

*Da will ich immer wohnen,  
und nicht nur als ein Gast,  
bei denen, die mit Kronen  
du ausgeschmücket hast;  
da will ich herrlich singen  
von deinem großen Tun  
und frei von schänden Dingen  
in meinem Erbteil ruhn.*

(EG 529)